

Sambia

„Tut mir leid, Sie können heute nicht fliegen.“ erklärte mir die Frau am Frankfurter Flughafen freundlich. Mir rutschte das Herz in die Hose. Drei Monate zuvor hatte mich eine Nachricht von Jens Augner erreicht: „Hey Anne, Lust auf Sambia im August?“. Natürlich! Glücklicherweise ließ sich die Fluggesellschaftsmitarbeiterin erweichen und ½ Stunde später saß ich im Flugzeug, das mich innerhalb von 10 Stunden auf den afrikanischen Kontinent befördern sollte.

Was mich dort erwartete, konnte ich mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wirklich vorstellen: Sicher, ich hatte in den letzten Wochen einiges über Sambia gelesen, aber im Gegensatz zu meinen Mitreisenden hatte ich „die westliche Welt“ noch nie zuvor verlassen und konnte mir nur grobe Vorstellungen davon machen, was mich in den nächsten 2 Wochen erwartete. Also ließ ich es einfach auf mich zukommen und landete am nächsten Tag mit Jens in Livingstone, der touristischsten Gegend Sambias. Im Taxi begann dann auch gleich der höfliche Smalltalk und Jens ließ sich vom Taxifahrer ein Grundvokabular in einer der dutzenden lokalen Sprachen beibringen.

Ich weiß nicht, wie oft ich in den kommenden Tagen die Worte „Muli bwanji“ ausgesprochen habe, das lokale Äquivalent zum englischen „How are you?“. Wo auch immer wir hinkamen, wurde gesmalltalkt und Gespräche geführt, auch über manche Sprachbarrieren hinweg. Fiel mir der offenherzige Plausch am Anfang noch schwer, genoss ich den Kontakt spätestens nach einigen Tagen dann zunehmend. Und nach der Heimkehr musste ich mich einige Tage dran gewöhnen, dass der/die durchschnittlich-mürrische Berliner*in von einem kleinen Gespräch in der U-Bahn nicht ganz so begeistert ist ;)

Schnell ging es dann raus auf die Straßen: Zunächst zu einigen Läden über den lokalen Markt, der mit seinem bunten Trubel fast wie gemalt aussah. Alle Arten von Grundnahrungsmitteln wurden von Tischen, Decken oder auch mal vom Boden verkauft. Und auch vorher angekündigte Stände mit frittierten Tieren aller Art

begegneten mir, die ich zu Beginn der Reise allerdings noch nicht allzu genau unter die Lupe nahm.

Per Minibus ging es dann zu den Viktoriafällen. Sich mit 21 Menschen und einigen Hühnern in einen kleinen Bus zu stapeln, war sicher etwas ungewohnt – kuschelig, aber erstaunlich bequem. Angekommen stand ich dann plötzlich recht unvermittelt vor dem breitesten durchgehenden Wasserfall der Erde, nicht einmal 24h nachdem ich mein Berliner Zuhause verlassen hatte, und betrachtete begeistert die Wassermassen vor mir.

In Livingstone blieb uns leider aber nicht besonders viel Zeit, am übernächsten Tag ging es los, um in einer Tagestour mit dem Bus in die Hauptstadt Lusaka zu fahren. Natürlich hatte ich mir vorsorglich ein Buch mitgenommen, aber ich kam während der 7-stündigen Fahrt nicht dazu, auch nur eine Seite zu lesen, zu sehr fesselten mich die Gegenden, durch die wir fuhren. Während Livingstone als Sambias touristisches Zentrum meiner bekannten Lebenswelt noch vergleichsweise ähnelte, zeigte sich nun am Straßenrand die Bandbreite dieses Landes, das im Human Development Report den 139. von 188 Plätzen belegt (zum Vergleich: Deutschland liegt auf Platz 4). Regelmäßig wechselten sich Reklametafeln mit winzigen Hütten aus Lehm, Blech und anderen einfachsten Materialien ab, die mich an manche Klischeevorstellungen von Armut erinnerten.

Diese Ambivalenz sollte sich aber auch am kommenden Tag in Lusaka abzeichnen. Schlenderten wir in einem Moment noch durch eine verdreckte Straße oder aßen in einem Straßenlokal, das nur Nshima, den traditionellen Maisbrei, anbot, standen wir schon wenige Straßen weiter in einer blitzsauberen Shopping Mall, die Geschäfte und einen Food Court nach europäischem (Preis-) Standard anbot. Lange blieben wir aber auch in Lusaka nicht, sondern durften am nächsten Morgen die trubelige Stimmung des Busbahnhofes bereits im Morgengrauen erleben

Nach einer recht abenteuerlichen Busfahrt – die Tür wurde mit einem Band zugeknotet - kamen wir am Tiko Community Centre in Katete an, das von der Sambia-AG des Humboldt-Gymnasiums unterstützt wird, und wurden von fröhlichen

Menschen, einer Portion Nshima und einer Willkommensparty der Crew empfangen. Nach dem Einrichten im Humboldt House, das unsere schöne und sehr gemütliche Unterkunft für die nächste Zeit werden sollte, bereitete ich mich auf die folgenden Tage vor, in denen wir die Möglichkeit hatten, in die verschiedensten Bereiche von Tiko reinzuzschnuppern. Wir trafen alte und neue Tiko-Mitarbeiter*innen, bekamen den üblichen Tagesablauf mit und besuchten ein Management Meeting. Elke, die Direktorin des Community Centre, nahm uns aber auch regelmäßig mit auf Besuche in die umliegenden Dörfer.

Aber bereits Tiko selbst beeindruckte mich sehr: In gerade einmal 10 Jahren war ein großer Gebäudekomplex aufgebaut worden, mit dem Haupthaus, verschiedenen Unterkünften, einer Mehrzweckhalle, vielen kleinen Gärten, einer Aidsberatung, Tierzucht und und und. Mein Lieblingsort war dabei aber definitiv die Veranda, die sehr zentral gelegen war und bei der eigentlich immer etwas los war: Ob Tiko-Mitarbeiter*innen für einen Plausch anhielten, Kinder ihre Ferientage auf der Schaukel daneben verbrachten oder interessante Gespräche mit anderen Gästen geführt wurden. Ebenso breit war Tiko aber auch in seinen Projekten aufgestellt. So konnte ich während der 8 Tage in Tiko beispielsweise den Village Fridge, der den Müttern ermöglichen soll, die Nahrung für ihre Kinder kühl aufzubewahren, und das Unterernährungsprogramm, bei dem untergewichtigen Kindern ein Pulver aus möglichst nährstoffreichen Zutaten verabreicht wird, kennenlernen. Sehr einprägsam für mich waren auch Tikos Bemühungen, das leicht anzupflanzende Kassava anstelle des Kunstdünger benötigenden Mais in der lokalen Bevölkerung zu verbreiten. Dabei erwies sich die Tradition als große Hürde. Bei einem Treffen mit dem Chief, dem traditionellen Oberhaupt der Region, bestätigte er alle Vorteile von Kassava, hielt dann aber doch dagegen: Mais wird nun mal schon immer angebaut. Dies und weitere Begegnungen machten mir immer wieder deutlich, wie sehr ich durch meine mitteleuropäische Erziehung geprägt bin. Der Versuch, mich wenigstens für ein paar Tage weg vom durchbürokratisierten Effektivitätsdenken zu bewegen, war meine größte Herausforderung in dieser Zeit.

Umso faszinierender für mich war beispielsweise die Vermischung von Religion, Tradition und Politik bei Kulamba, einer traditionellen Zeremonie der Chewa (des lokalen Volkes). In einem fröhlichen, bunten, eindrucksvollen Fest für den König wurden vor tausenden Zuschauern, darunter vielen politischen Würdenträgern, Tänze aufgeführt, die eng mit der Witchcraft verbunden waren, an die noch immer erstaunlich viele Menschen glauben.

Immer wieder war ich überwältigt von den vielen neuen Geräuschen, Düften und wechselhaften Umgebungen. Und doch fühlte ich mich in den zwei Wochen nicht einmal unwohl oder fremd. Das Gefühl, durch eine andere, „dritte Welt“ zu laufen, die nicht nur geographisch tausende Kilometer von meinem Zuhause entfernt ist, wurde immer relativiert durch die positive Atmosphäre und die freundlichen, herzlichen Menschen, die bemüht waren, uns Besucher willkommen zu heißen und uns einen authentischen Einblick in ihr Leben zu verschaffen.

Der größere „Kulturschock“ erwartete mich nach der Heimkehr: Einen neuen Blickwinkel hatte ich erwartet, dass es sich so fremd anfühlte, aber nicht: In meiner eigenen sauberen Wohnung zu sein, unter einer heißen Dusche zu stehen oder im Supermarkt zwischen 5 unterschiedlichen Arten saurer Gurken auszuwählen, schien seltsam belanglos. Schließlich hatte mir ja in den letzten Tagen auch nix gefehlt...

Doch schon bald stellt sich dann (leider) wieder mein „europäisches Denken“ ein. In den ersten Tagen nach meiner Rückkehr wurde ich von lieben Menschen oft gefragt, was die größte Erkenntnis der Reise ist. Es fällt mir schwer, darauf eine Antwort zu geben, weil es wenig neues Faktenwissen ist, das ich mit nach Hause genommen habe. Was sich geändert hat, ist das „die Menschen aus dem Projekt von der Sambia-AG“, innerhalb von einigen Tagen Namen und Gesichter bekommen haben, dass ich einige Abende bei ihnen verbringen durfte und unendlich dankbar bin, tausende Kilometer entfernt mit so offenen Armen empfangen worden zu sein.